

Früher hat man nicht gedatet. Erst als Frauen allein in die Städte aufbrachen, um dort zu leben und zu arbeiten, änderte sich das.

Die Geschichte des Datings ist also auch eine Geschichte des Feminismus. Und eine Geschichte ökonomischer Realitäten, die das Date schon immer maßgeblich beeinflusst haben und es bis heute tun. Moira Weigel hat die erste Kulturgeschichte des Datings geschrieben. Darin spricht sie über die ersten Kinos und besorgte Eltern, über Sex im Auto, Online-Dating und was Romantik mit harter Arbeit zu tun hat.

MOIRA WEIGEL wurde 1984 in Brooklyn geboren, hat an der Yale University promoviert und ist jetzt Junior Fellow an der Harvard University. Ihre Texte werden u. a. in *Die Welt*, *The Guardian*, *The Nation* und *n+1* veröffentlicht, sie hat Henrich von Kleist und Werner Herzog ins Englische übersetzt. Heute lebt sie mit ihrem Mann in Cambridge, Massachusetts, und nach Jahren der persönlichen Recherche in Sachen Dating hat sie die erste Kulturgeschichte des Datings geschrieben.

Moira Weigel

Dating

Eine Kulturgeschichte

*Aus dem Englischen
von Anna-Nina Kroll*

btb

Die Originalausgabe erschien 2016
unter dem Titel »Labor of Love. The Invention of Dating«
bei Farrar, Straus & Giroux, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe April 2018
by btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright der Originalausgabe © 2016 by Moira Weigel
Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © H. Armstrong Roberts/Getty Images

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

mr · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71559-6

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Für alle, die mir etwas über die Liebe beigebracht haben,
besonders Mal und Ben.

Inhalt

Vorwort: Dates	9
1. Geschäfte	17
2. Likes	44
3. Draußen	63
4. Campus	90
5. Stadies	128
6. Freiheit	159
7. Nischen	190
8. Niederschriften	225
9. Pläne	260
10. Beistand	296
Nachwort: Liebe	321
Ausgewählte Literatur	331
Dank	339
Personenregister	343

Vorwort: Dates

Ich würde auffliegen. Wenn nicht jetzt, dann sehr bald. Dieses Gefühl hatte ich mit Mitte zwanzig. Ich wusste nicht genau, wen ich getäuscht hatte und wie, und ich wusste auch nicht, wie ich mich schließlich verraten würde. Die Selbsthilferatgeber und meine irisch-katholische Mutter meinten, es sei das Leben als alte Jungfer, das ich auf mich zukommen sah. Natürlich wünschte ich mir keine einsame, liebesleere Zukunft – wer tut das schon? Doch die Angst, die mich umtrieb, war eine andere. Allmählich stellte ich fest, dass ich gar nicht wusste, *wie* ich etwas wollen sollte.

Erste Anzeichen dafür gab es an einem schwülen Frühsommerabend in New York, als ich sechszwanzig war. Ich spazierte mit einem Mann durch Chelsea, mit dem ich mich schon länger traf, und wie Schauspieler in einer Liebeskomödie fanden wir uns eines Tages auf der High Line wieder. Von Touristen und Millionären umgeben sahen wir zu, wie die Sonne in Hoboken, New Jersey, versank.

Er war älter als ich, gutaussehend und vielleicht ein Genie (dachte ich jedenfalls). Außerdem war er egoistisch auf eine Art, die so zerstörerisch wie unbeabsichtigt war. Seit Wochen hatte er versucht, unser Verhältnis zu beenden, um sich zu einer anderen, länger zurückreichenden Beziehung mit einer Ex-Ex zu bekennen, die er inzwischen wieder seine Freundin nannte. Doch hatte er bisher immer einen Rückzieher

gemacht. Er wollte uns beide an seinem Entscheidungsprozess teilhaben lassen.

Er sprach gerade von den ideologisch fragwürdigen Eigenschaften dauerhafter romantischer Liebe, als mich eine Frage einholte, der ich bisher immer aus dem Weg gegangen war. Mit schnellen Schritten kam sie jetzt auf mich zu.

Was soll ich wollen?

Damals fühlte ich mich zerrissen zwischen dem Bewusstsein, wie klischeehaft das Vielleicht-Genie und ich waren, und der brennenden Gewissheit, dass mir das Erkennen eines Klischees als Klischee nicht helfen würde. Er war im Begriff, mir das Herz zu brechen. Aber wie so viele Frauen war ich dazu erzogen worden, mich nach den Bedürfnissen anderer zu richten – wenn schon nicht, um sie glücklich zu machen, dann wenigstens, um mich selbst begehrenswert erscheinen zu lassen. Deshalb waren sogar meine Gefühle vom *Sollen* besessen. *Sollen* war ein Reflex geworden.

»Was soll ich wollen?«, fragte ich schließlich das Vielleicht-Genie, als es mich zurück zur U-Bahn-Station begleitete. Ich versuchte, nicht zu verkniffen zu klingen, und das musste geklappt haben, denn er lachte.

»Will nicht jeder einfach nur glücklich sein?«

Ich zuckte zusammen. Nicht nur, dass er mich abwimmelte, wahrscheinlich damit er den Rest des Abends mit seiner Ex-Ex verbringen konnte. Die Antwort war auch noch so banal. Konnte es denn sein, dass er wirklich nicht viel mehr wusste als ich? Er war doch so überzeugt davon, ein Recht aufs Wollen zu haben, selbst wenn er nur unentschlossen sein wollte. Ich wollte auch etwas wollen. Aber was?

Und warum fragte ich immer irgendeinen Mann danach?

Tja, das hatte ich beim Daten gelernt.

Ich sage »ich«. Aber damit könnte jede Frau in meinem

Bekanntenkreis gemeint sein. Ich gehöre zu einer Generation, der ständig gesagt wurde, wir Mädchen könnten alles erreichen. Und trotzdem wuchsen wir unserer eigenen Wünsche entfremdet auf. In der Schule erklärten uns die Bücher, Feminismus sei etwas, das bereits vorbei war: Wenn wir uns nur genug anstrebten, könnten wir jetzt dasselbe erreichen wie unsere männlichen Klassenkameraden.

Dating jedoch brachte uns bei, wie wir zu sein hatten, wenn wir begehrt werden wollten.

Bereits als Kinder lernten wir, dass romantische Liebe das Wichtigste sei, was uns im Leben passieren würde. Liebe war wie die Note einer Abschlussprüfung: Egal, was wir sonst geleistet hatten, ohne sie war alles bedeutungslos. Wir wussten, dass wir diese Liebe mithilfe von Dates finden sollten. Darüber hinaus gab es jedoch keine eindeutigen Regeln. Es schien noch nicht einmal jemand zu wissen, was Dating überhaupt genau war.

Als Erwachsene waren sich die meisten meiner Freunde einig, dass Dating sich anfühlte wie experimentelles Theater. Immer, wenn man sich mit jemandem traf, hatte man unterschiedliche, einander widersprechende Drehbücher. Man tat trotzdem sein Bestes. Diejenigen unter uns, die Frauen und auf der Suche nach einem Mann waren, wurden mit Informationen darüber zugeschüttet, wie das Ganze anzugehen sei. Bücher, Filme, Fernsehsendungen, Zeitschriften, Blog-Artikel und die Werbung erklärten uns, wie wir uns zu verhalten hatten.

Rosafarbene Cover und Schnörkelschrift sowie die Tatsache, dass diese Anleitungen zwischen Seiten mit Parfümprobchen steckten, wiesen jedoch unzweifelhaft darauf hin, dass sie völlig belanglos waren. *Ach, komm*, sagten das Rosa und die Schnörkel und das Parfüm, *Dating ist nichts, was du ernst*

nehmen musst. Doch was könnte ernstzunehmender sein als der einzige Weg, von dem dir gesagt wird, dass er zur Erfüllung führt – und zur Fortpflanzung der Gesellschaft, in der du lebst.

Je öfter ich darüber nachdachte, desto mehr kam mir das alles wie eine große Verschwörung vor.

Wenn du geliebt werden willst, musst du folgendermaßen sein, erklärten die Artikel, *das heißt, wenn du überhaupt irgendetwas wert sein willst.*

Und stell bloß keine Fragen.

Weibliches Begehren ist kein banales Thema. Und die Frage danach, wie man glücklich wird, ebenso wenig. Ich erkannte, dass vieles, was ich dachte wollen zu sollen und Erwartungen, von denen ich meinte, sie würden an mein Verhalten gestellt, vom Dating kamen. Und deshalb wollte ich herausfinden, wo eigentlich das Dating selbst herkam. Dazu reichte es nicht, die Gegenwart zu untersuchen. Das Durcheinander an Mutmaßungen und Überzeugungen, die meine Freunde und ich mit uns herumtrugen, war über Jahrzehnte, wenn nicht gar Jahrhunderte angesammelt worden. Also machte ich mich daran, die Vergangenheit zu untersuchen.

Meine erste Google-Suche brachte schlechte Neuigkeiten.

Das Dating war tot.

Am 11. Januar 2013 bestätigte das die *New York Times*. »Das Ende des Liebeswerbens?«, fragte sie in einer Überschrift. Im Artikel wurden Gespräche mit zwanzig- bis vierzigjährigen Frauen aus diversen Ostküstenstädten der USA zitiert, woraus eine der größten und seriösesten Zeitungen der USA folgte, »One-Night-Stands« und »lose Verabredungen« hätten das Dating-Ritual abgelöst. »Der Begriff ›Date‹ kann bald aus dem Wörterbuch gestrichen werden!«, äußerte sich eine der

Befragten sehr bestimmt. Der Autor des Artikels stellte eine Reihe von Fragen, von denen er wohl meinte, jede Singlefrau wolle sie hören, um sie gleich danach abzuschmettern. »Dinner in einem romantischen neuen Bistro? Vergiss es.«

»Ein schickes Abendessen? Du kannst von Glück sagen, wenn du einen Drink bekommst.«

»Auf Dates geht doch niemand mehr!«, wenden auch Eltern von Kindern im Highschool- und Colleaguealter ein, wenn ich erzähle, dass ich ein Buch übers Dating schreibe. Und währenddessen melden sich jeden Tag unzählige Singles aus ganz Amerika in Online-Partnerbörsen an.

In Restaurants im ganzen Land treffen sich jeden Abend einander fremde Menschen, die aufrichtig hoffen, der oder die jeweils andere möge der oder die Eine sein oder zumindest *jemand*, mit dem sie sich ein gemeinsames Leben vorstellen können. Randvoll mit Informationen, die sie über ihr Gegenüber gesammelt haben, setzen sich zwei Menschen an einen Tisch. Ein bisschen ungelenkt fangen sie an, einander Fragen zu stellen.

Ob sie wohl alles richtig machen?

Einer lacht zu laut.

»Internetdates – die erkennt man sofort.« Meine Freundin verdreht die Augen. Sie arbeitet als Kellnerin, seit sie ihren PR-Job verloren hat, und sieht nach eigenen Angaben Dutzende solcher Paare pro Woche. Sie kann sogar ein OkCupid-von einem Match.com-Date unterscheiden. Auch zwischen JDaters und Leuten, die sich über Hinge kennengelernt haben, gebe es feine Unterschiede, sagt sie.

Dates sind tot? Lang leben die Dates, müssen sich die Besitzer der Apps und Restaurants wohl denken.

Sind die Berichte über das Aussterben des Dates also übertrieben?

In allen menschlichen und vielen Gesellschaften im Tierreich hat es schon immer Werbungsrituale gegeben. Nicht alle daten einander. Der männliche Blaufußstöpel beispielsweise vollführt einen fulminanten Balztanz, aber er geht nicht auf Dates. Ebenso wenig tat das der gemeine US-Amerikaner um 1900. Seither haben Experten immer wieder verkündet, das Date sei ausgestorben, oder es stehe kurz davor. Der Grund dafür ist einfach – die Art des Datings verändert sich mit der Wirtschaft. Man könnte sogar so weit gehen zu sagen: Dating ist die Form, die Liebeswerbung in einer Gesellschaft annimmt, die unter den Gesetzen des freien Marktes steht.

Die Geschichte des Dates begann, als Frauen ihre eigenen und die Häuser anderer verließen, wo sie als Sklavinnen und Hausmädchen geschuftet hatten, und in die Städte zogen, wo sie Jobs annahmen, bei denen sie mit Männern in Kontakt kamen. Zuvor hatte es für junge Menschen keinerlei Möglichkeit gegeben, sich unbeaufsichtigt zu treffen, und jeder, dem man im eigenen Dorf über den Weg lief, war mit hoher Wahrscheinlichkeit jemand, den man schon kannte.

Denken Sie nur mal darüber nach, was in einem Jane-Austen-Roman für eine Aufregung herrscht, wenn ein einziger Single auftaucht, den noch niemand kennt. Und nun schätzen Sie, wie vielen Männern eine Verkäuferin im Luxuskaufhaus Lord & Taylor um 1910 wohl jeden Tag begegnet ist. Dann erkennen Sie das romantische Potenzial, das sich durch die Arbeit in der Großstadt ergeben hat.

Wie die Menschen arbeiten, hat schon immer einen Einfluss darauf gehabt, wie Dates sich gestalteten. *Ich hole dich um sechs ab* – diese Nachricht hat zu einer Zeit einen Sinn gehabt, in der die meisten Menschen einen Job mit festen Arbeitszeiten hatten. Heutzutage hat eine SMS mit dem bloßen Inhalt *Zeit?* womöglich die gleiche Funktion.

Doch Dates werden nicht nur beeinflusst von der Arbeit, Dates *sind* Arbeit. Ein Teil davon sogar körperliche. Nehmen Sie all die Dinge, die Hochglanzmagazine heterosexuellen Frauen nahelegen, um überhaupt »datebar« zu sein: Sie müssen geschmackvolle Klamotten kaufen, Sport treiben, um da auch hineinzupassen, sich gesund ernähren, ein attraktives Äußeres bewahren – lackierte Nägel, gewachste Haut am ganzen Körper, Make-up, Frisur und so weiter – und auch noch einen Job haben, um all das bezahlen zu können. Jedem Single wird geraten, Onlineprofile zu erstellen, sie immer auf dem neuesten Stand zu halten und durch eine einnehmende Social-Media-Präsenz zu überzeugen. Doch damit hört es noch lange nicht auf.

Ein Date erfordert nicht nur körperliche Arbeit, sondern auch emotionale. Mein ehemaliger Mitbewohner Travis nannte sein Programm fürs erste Date »Die Travis-Show«, was er jedes Mal mit einer ironisch-theatralischen Geste unterstrich. Aber es kostet ja tatsächlich einige Mühe, die Version seiner selbst abzuspielen, die einen Fremden verzaubert. Am schwersten ist es manchmal, dabei leicht und unangestrengt rüberzukommen.

Die Tatsache, dass Dating Arbeit bedeutet, muss nicht unbedingt negativ sein. Durch Arbeit gestalten wir die Welt um uns herum. Begehren ist die Chance, die jeder von uns bei der Geburt erhält, sich an andere zu binden und die gemeinsame Welt zu erneuern. Die meisten Ratgeber wenden sich an eine begrenzte Zielgruppe: junge heterosexuelle Weiße aus der Mittelschicht oder Collegeabsolventen in Großstädten. Da ich die Datingkultur untersuchen will, die auf genau solche Menschen zugeschnitten ist, werde auch ich viel über sie sprechen. Aber ich will auch versuchen zu zeigen, wie sich diese Geschichten mit denen anderer überschneiden.

Liebe und Anziehungskraft können Identitätsgrenzen überschreiten. Im Laufe des letzten Jahrhunderts hat das Dating den Menschen berauschte neue Freiheiten ermöglicht. Sie sind auf die Straße gegangen und haben für ihr Recht gekämpft, Liebe zu suchen, die unabhängig von der Hautfarbe ist, die heterosexuell, homosexuell, beides, keins von beidem, monogam oder polyamourös sein kann, ohne Strafverfolgung zu riskieren. Inzwischen kann man sich tatsächlich vorstellen, ohne Angst seine Liebe zu leben.

Es gibt kein besseres Leben als eines, das man mit Arbeit an der Liebe verbringt – ein Leben, in dem wir uns nicht anstrengen, weil wir müssen, sondern weil wir daran glauben, etwas Wertvolles zu erschaffen, und wollen, dass es existiert. Da unsere Kultur jedoch dazu neigt, die Natur der Arbeit und der Liebe gleichermaßen misszuverstehen, wird beides immer irgendwie geringgeschätzt.

Wenn die Ehe der Langzeitvertrag ist, den viele Singles noch immer abzuschließen hoffen, dann fühlt sich das Dating oft wie die schlechteste, prekärste Form moderner Arbeit an: ein unbezahltes Praktikum. Man weiß nicht genau, wo das hinführen soll, aber man versucht, möglichst viele Erfahrungen zu sammeln. Wenn man clever genug ist, bekommt man vielleicht ein Mittagessen umsonst.

Kapitel 1. Geschäfte

Ein Mittagessen umsonst zu bekommen wird im Geschäftlichen immer schwieriger und auch im Privaten. Wenn ich herumfrage, was eigentlich ein »Date« ist, bekomme ich meistens zur Antwort, dass eine Person dabei eine andere zum Essen oder Trinken oder zu irgendeiner anderen Art von Unterhaltung einlädt. Anschließend wird wehmütig angemerkt, welchen Seltenheitswert das inzwischen habe. Artikel, die das Aussterben des Datings beklagen, führen häufig das Ausbleiben solcher Ausflüge als Beweis für den Niedergang der Romantik an. Dabei war in den Anfangstagen des Datings die Vorstellung, ein Mann führe eine Frau irgendwohin aus, um dort etwas für sie zu bezahlen, regelrecht schockierend.

Bis dahin hatte man sich auf der Suche nach Liebe nämlich nicht in der Öffentlichkeit treffen oder Geld ausgeben müssen. Als die Polizei dann um 1900 feststellte, dass junge Menschen sich auf der Straße trafen und miteinander ausgingen, war die Irritation groß. Viele derer, die zu dieser Zeit bei einem Date erwischt wurden – also eigentlich nur die Frauen –, wurden deswegen sogar verhaftet. In den Augen der Behörden wirkten Frauen, die sich von Männern Essen, Trinken, Eintrittskarten oder sonstige Geschenke bezahlen ließen, wie Prostituierte und Dates wie die Werbung um Freier.

Das Wort »Date«, wie wir es heute benutzen, tauchte das erste Mal 1896 in gedruckter Form auf. Der Schriftsteller

George Ade verwendete es in seiner Wochenkolumne für die Zeitung *The Chicago Record*. Die Kolumne nannte sich »Stories of the Streets and Town« und versprach ihren bürgerlichen Lesern einen Einblick ins Leben der Arbeiterklasse.

Der Protagonist der Kolumne ist der junge Büroangestellte Artie. Als dieser den Verdacht hegt, seine Freundin treffe sich mit anderen Männern und habe kein Interesse mehr an ihm, konfrontiert er sie damit, dass sie sich wohl mit anderen trifft während der Zeit, in der sie sich sonst sahen: »I s'pose the other boy's fillin' all my dates?«

Drei Jahre später staunt Artie in einer anderen Folge darüber, dass eine Dame so beliebt ist, dass sie ihren Kalender wohl nach dem Prinzip der doppelten Buchführung gestalten müsse: »Her Date Book had to be kept on the Double Entry System.«

Die Frauen, die Artie datete, waren etwas ganz Neues. In Chicago bezeichnete man sie als *women adrift*, haltlose Frauen.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts verließen immer mehr Frauen, die auf Bauernhöfen oder in Kleinstädten aufgewachsen waren, ihre Heimat und suchten Arbeit in der Stadt. Sie kamen bei entfernten Verwandten oder in billigen Zimmern in Privatpensionen unter. Die sich wandelnde Wirtschaft bot ihnen immer mehr Beschäftigungschancen. In Fabriken konnten sie Kleidung und andere Leichtgüter herstellen. In Kaufhäusern konnten sie als Verkäuferinnen und bei reichen Familien als Hausmädchen arbeiten. Sie konnten Stenografieren lernen und Sekretärinnen werden. Oder sie arbeiteten in den Wäschereien, Restaurants und Cabarets.

Noch häufiger als weiße Frauen suchten Afroamerikanerinnen eine Stelle außerhalb des eigenen Zuhauses. Nach dem Ende des Bürgerkriegs versuchten viele ehemalige Sklaven, Ar-

beit zu finden. Viele Männer verdienten aufgrund von Diskriminierung nicht genug Geld für den Lebensunterhalt, und die Frauen mussten sich in der Stadt mit den Stellen begnügen, die sonst niemand haben wollte. Im Jahr 1900 arbeiteten 44 Prozent von ihnen als Hausangestellte. Die meisten waren verzweifelt über ihre Situation, denn in den weißen Haushalten waren sie oft körperlichem, emotionalem und sexuellem Missbrauch ausgesetzt. Viele probierten daher, nur noch tagsüber zu arbeiten und nicht mehr dauerhaft dort zu wohnen. Andere entschieden sich stattdessen sogar für Schwerarbeit.

In den 1890ern löste ein Börsencrash die schlimmste Wirtschaftskrise aus, die die USA bis dato erlebt hatten, wodurch die Flut an alleinstehenden Frauen, die vom Land in die Städte zogen, wuchs. Zeitgleich strömten Einwanderer aus Italien und Osteuropa ins Land, die sich in die überfüllten Wohnhäuser unter die Iren mischten, die dort schon lebten. Auch deren weibliche Familienmitglieder machten sich auf die Suche nach Arbeit.

In den Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts machte die zweite Welle des Feminismus einen Appell stark, den Betty Friedan in *Der Weiblichkeitswahn* aufgebracht hatte. Friedan rief Hausfrauen dazu auf, die Vorstädte zu verlassen und einer bezahlten Arbeit nachzugehen. Heutzutage vergisst man deshalb leicht, dass bis 1900 bereits mehr als die Hälfte der US-amerikanischen Frauen außerhalb ihres eigenen Zuhauses arbeitete.

Viele von ihnen waren ledig, und bei der Arbeit oder auf dem Weg zwischen Arbeitsstelle und Wohnort kreuzten ihre Wege die der Männer. Es überrascht wohl kaum, dass manche dieser alleinstehenden Frauen an Beziehungen interessiert waren, sie flirteten, und logischerweise geschah dies an öffentlichen Orten. Wo sonst hätten sie es tun sollen?

Samuel Chotzinoff, Sohn eines Rabbiners, kam im Alter von siebzehn Jahren mit seiner Familie aus Witebsk in Russland nach New York, wo sie in einer Sozialwohnung in der Lower East Side von Manhattan lebten. Chotzinoff wurde später ein berühmter Musikkritiker, und in seiner Autobiografie beschrieb er die Siedlung an der Stanton Street, wo sie früher gewohnt hatten:

»Eine durchschnittliche Wohnung bestand aus drei Zimmern: Küche, Wohnzimmer und einem tür- und fensterlosen Schlafzimmer dazwischen.«

»Die Etikette des Hofierens war streng«, ergänzte er.

Wenn ein junger Mann seine ältere Schwester besuchte, musste das Paar sich in die kleine Küche zwängen, und wenn die Eltern außer Haus waren, musste Samuel zu Hause bleiben, um seine Schwester und eventuell auftauchende Verhörer auszuspionieren.

»Zu Hause gab es so gut wie keine Privatsphäre«, erinnerte sich der erwachsene Chotzinoff. »Privatsphäre war nur in der Öffentlichkeit möglich.«

Natürlich bevorzugten es die traditionell veranlagten, nicht in den USA geborenen Eltern noch immer, ihre Kinder durch Familienmitglieder oder Heiratsvermittler zu verkuppeln, in der alten Heimat waren Familie und Gemeinde für die Anbahnung zuständig gewesen. Viele ethnische und religiöse Gruppen richteten deshalb Politik- und Theaterclubs aus und hofften, ihre Kinder würden sich dort zusammentun. Doch selbst strenge Eltern vertrauten meist darauf, dass ihre Kinder sich in der Öffentlichkeit nicht allzu unpassend verhielten. Viele unverheiratete Paare durften unbeaufsichtigt spazieren gehen und Konzerte, Bälle oder das Theater besuchen. Wenn der jugendliche Samuel in den nahen Park ging, sah er oft junge Männer und Frauen. Sie gingen Händchen haltend

spazieren, saßen eng nebeneinander auf den Bänken oder zogen sich zwischen die Bäume zurück, um heimlich Küsse und andere Zärtlichkeiten auszutauschen. Englisch, Russisch und Jiddisch schwirrten durch die Luft.

Die Frauen arbeiteten meistens in Wäschereien oder Textilfabriken. Die Männer in ausbeuterischen Industriebetrieben. Sobald sie ausgestempelt hatten, trafen sie sich. Mit Voranschreiten der Dämmerung glich das Ganze zunehmend einem großen Fest, auf dem sich die Paare immer wieder in dunkle Ecken zurückzogen. Es bestand zwar immer die Gefahr, gesehen zu werden, aber die Wahrscheinlichkeit war gering. Das Risiko, das man gemeinsam einging, vertiefte die Beziehung, es war ein Geheimnis, das man teilte.

Für diejenigen, die es sich leisten konnten, gab es immer mehr Orte, an denen man sein Date treffen konnte: In Städten im ganzen Land schossen Kneipen, Restaurants, Tanzlokale und Vergnügungsparks für die Neuankömmlinge aus dem Boden.

Je mehr Paare ausgingen, desto größer wurde die Auswahl. Es gab etwa sogenannte *penny arcades*, Spielhäuser, die randvoll waren mit Automaten. Als dann Filme länger und qualitativ hochwertiger wurden, schafften die Eigentümer solcher Etablissements Projektoren an und begannen, fünf Cent Eintritt zu nehmen. Im Jahr 1908 gab es rund zehntausend solcher *nickelodeons* in ganz Amerika.

• • •

Eigenes Geld zu verdienen verschaffte jungen Frauen eine neue Entscheidungsfreiheit, sie konnten theoretisch selbst bestimmen, wohin sie mit wem ausgehen wollten. Doch kamen sie mit ihren Gehältern nicht besonders weit. Trotz der Rekordzahl von Frauen, die auf den Arbeitsmarkt drängte,

war die Annahme weit verbreitet, diese Frauen würden nicht für ihren eigenen Lebensunterhalt arbeiten, sondern um das Einkommen ihrer Väter oder Ehemänner aufzubessern. Arbeitgeber nutzten diesen Irrglauben als Entschuldigung, um Frauen deutlich geringere Gehälter zu bezahlen als Männern. Im Jahr 1900 verdiente die durchschnittliche Arbeiterin weniger als halb so viel wie ein Mann in derselben Position. Die *women adrift* hatten also kaum genug Geld, um sich zu ernähren, geschweige denn, um es einfach zum Spaß auszugeben.

»Wenn ich alle Mahlzeiten, die ich esse, selbst bezahlen müsste, würde ich *niemals* mit meinem Geld hinkommen«, erklärte eine junge Frau, die ein Zimmer in Hell's Kitchen bewohnte, einer Sozialarbeiterin im Jahr 1915. Diese Sozialarbeiterin, Esther Packard, arbeitete an einer Reihe von Berichten über Frauen und Kinder des Viertels.

»Wenn mein Freund mich nicht ausführen würde«, fragte eine andere, »wie sollte ich dann jemals irgendwohin ausgehen können?«

Packard verstand, was sie meinte. In ihrer Akte vermerkte sie: »Dass eine Frau beinahe jede Einladung annimmt, bedarf keiner Erklärung, wenn man bedenkt, dass sie oft zu keinerlei Vergnügen käme, wenn sie diese Gelegenheiten nicht nutzen würde.«

Die meisten Angehörigen der Mittelschicht hatten weniger Verständnis. Sie hatten ihr eigenes System, sich einander anzunähern. Es nannte sich *calling* und folgte um 1900 noch einem ausgeklügelten Regelschema. Hatte ein Mädchen ein gewisses Alter erreicht, normalerweise etwa sechzehn Jahre, durfte es Verehrer empfangen. Im ersten Jahr lud die Mutter Kandidaten ein, die an einem von mehreren Abenden pro Woche zu

Besuch kamen. Wenn das Mädchen nach Ablauf dieses Jahres einen Mann auf einer Veranstaltung kennenlernte, durfte es ihn auch selbst einladen.

Es konnte durchaus passieren, dass ein junger Mann unangekündigt bei einer jungen Frau, die ihm gefiel, vor der Haustür stand. In diesem Fall jedoch verlangte es der Anstand, dass er dem Hausmädchen, das die Tür öffnete, zunächst seine Visitenkarte überreichte – bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs war es selbst für Haushalte mit durchschnittlichem Einkommen noch üblich, eine Bedienstete zu beschäftigen. Diese bat ihn also zu warten, während sie nachsah, ob die junge Lady zu sprechen sei.

Wenn das Mädchen kein Interesse hatte, konnte es ausrichten lassen, es sei nicht zu Hause. Wollte es den Verehrer sehen, durfte er in den Salon vortreten. Dort konnte das Paar sich unterhalten, gemeinsam singen oder auf dem Pianoforte spielen, während die Mutter und andere Verwandte oder Freunde sie im Blick hatten.

Heutzutage hört sich dieser Brauch an wie eine umständliche Sprechstunde. Doch denjenigen, die ihn pflegten, bot er klar umrissene Konventionen und eine Gemeinschaft, die über deren Einhaltung wachte. Außerdem verfestigte er gewisse Überzeugungen bezüglich der Rollen von Mann und Frau: Das Ritual machte den Mann zum aktiven Verfolger und die Frau zum Objekt der Begierde.

Eine Ideologie polarer Geschlechterrollen entwickelte sich, Frauen sollten zu Hause bleiben und liebevoll für ihre Familien sorgen, Männer hingegen sollten in der Öffentlichkeit miteinander konkurrieren und Geld verdienen. Konservative nennen diese Geschlechterrollen heutzutage »traditionell« und behaupten, sie seien evolutionär bedingt. Doch sind sie alles andere als zeitlos: Noch vor ein paar Hundert Jah-

ren hätte der Gedanke, dass Männer und Frauen so grundverschieden sind, niemandem eingeleuchtet.

Vor der industriellen Revolution lebten die meisten Menschen in Europa und den USA als Kleinbauern oder betrieben mithilfe ihrer erweiterten Familie kleine Ladengeschäfte. Pflichten kamen dabei Männern und Frauen zu. Er pflügte die Felder, sie schlachtete die Hühner. Sie stellte die Butter her, er brachte sie zum Verkaufen ins Dorf. Beide waren Teil der gleichen Anstrengungen, ebenso die Kinder. Es ist kein Zufall, dass die Geburtswehen im Englischen als *labor* bezeichnet werden – als Arbeit. Nach den körperlichen Strapazen von Schwangerschaft und Geburt hört die Anstrengung nicht auf: Der Nachwuchs muss gefüttert und betreut werden und Wissen sowie Verhaltensregeln vermittelt bekommen. Kinder bekam man, damit sie bei der Arbeit halfen und die Eltern im Alter pflegten. In diesem Sinne fielen die Ziele der Arbeit und die Ziele der Liebe also zusammen.

Als die Menschen massenweise ihre Höfe und Familienbetriebe auf dem Land verließen und in die Fabriken und Großunternehmen strömten, hatte die Arbeit, die Frauen im Haushalt leisteten, auch weiterhin wirtschaftlichen Wert. Frauen versorgten die Arbeiterschaft und zogen gleichzeitig die nächste Generation von Arbeitern auf. Außerdem trieben sie durch Konsum das Wirtschaftswachstum an. Mit dem Fortschreiten der Industrialisierung fing die Leichtindustrie an, Kleidung und Lebensmittel in Masse zu produzieren, wodurch Haushalte – sprich: *Hausfrauen* –, die diese kauften, unverzichtbar wurden. Doch je mehr die Lohnarbeit zum Standard wurde, desto komplizierter wurde es, den Wert zu erkennen, den Hausfrauen für die Wirtschaft hatten. Es verbreitete sich die Vorstellung, Arbeit sei nur das, wofür man auch bezahlt wird. Keine Bezahlung – keine Arbeit. Arbeit war

das, was Männer in der Öffentlichkeit taten. Was Frauen zu Hause leisteten, viel immer seltener unter diesen Begriff.

Dieser Logik folgend verfestigte sich die Annahme, dass Frauen überhaupt gar kein Bedürfnis hatten, für ihre Leistung entlohnt zu werden. Sie erledigten ihre Arbeit aus einem Instinkt heraus. Wir verschenken unsere Zeit und Energie schließlich automatisch so wie eine Kuh, die grast, oder wie Gras, das wächst. Unsere Fürsorge ist ein natürlicher Rohstoff. Innerhalb dieser Weltsicht war es also nur logisch, dass von Frauen geleistete Arbeit nicht zählte. Und deshalb sollten Frauen natürlich umsonst arbeiten. Viele kamen sogar zu der Überzeugung, dass es eben in ihrer Natur liege, alles zu tun für die Liebe.

Die Mittelschicht, auch als *Calling Class* bezeichnet, hatte ein großes Interesse daran, dass Frauen freiwillig und gern zu Hause blieben und ihren Männern Aufmerksamkeit und Fürsorge schenkten. Und die wiederum waren ebenso fasziniert wie abgestoßen von Prostituierten, sogenannten *public women*. Denn diese Frauen erdreisteten sich, Bezahlung für etwas zu verlangen, das Ehefrauen umsonst hergaben. Damit stellte ihre Existenz alles infrage, was die Mitglieder dieser Schicht über die Natur der Frau zu wissen glaubten.

Prostitution wird häufig als »das älteste Gewerbe der Welt« bezeichnet. Doch genau wie viele andere Gewerbe war sie um die Jahrhundertwende dramatischen Veränderungen unterworfen. Im späten 19. Jahrhundert flüchteten sich viele Frauen, die in der sich verändernden Wirtschaft nicht mehr Fuß fassen konnten, in die Sexarbeit. Prostituierte hatten einst einzeln agiert wie Handwerker, Kleinunternehmer oder Hausfrauen, die nebenbei als Produktberaterinnen tätig waren. Doch in den wachsenden Städten entwickelten sich Bordelle

zu richtigen Unternehmen, und die wurden von Männern geführt. In den 1890ern gab es in vielen Städten bereits große, straff organisierte und offiziell tolerierte Rotlichtbezirke. In New Orleans ließ die Stadtverwaltung sogar Broschüren drucken, in denen Namen, Angebots- und Preisliste der Etablissements im Stadtteil Storyville aufgeführt waren. Im Viertel Tenderloin in San Francisco gab es unter anderem mehrstöckige Bordelle, die sogar Lightshows im Programm hatten.

Kritiker, denen es vor diesen Orten graute, waren sich einig, dass keine Frau freiwillig dort arbeiten könne. Es breitete sich die Überzeugung aus, wehrlose Mädchen würden entführt und in die »weiße Sklaverei« verkauft. Im Sommer des Jahres 1910 stellte das neu gegründete Bureau of Investigation (BOI), Vorgänger des FBI, Nachforschungen in Bordellen in ganz Amerika an. Die Ermittler warnten Frauen davor, dass Treffen mit Fremden, Dates, im Handumdrehen auf die schiefe Bahn und zu Schande, Krankheit und Tod führen könnten.

Es brauchte jemanden wie die Anarchistin Emma Goldman, um darauf aufmerksam zu machen, dass die Hysterie um weiße Sklaverei ein wenig fehl am Platz war. In einem gepfeferten Artikel, in dem sie die allgemeine Aufregung um Prostitution kritisierte, zitierte Goldman den angesehenen britischen Sexualforscher Havelock Ellis: »Die Frau, die des Geldes wegen geheiratet hat, ist verglichen mit der Prostituierten die eigentlich Unglückselige. Sie bekommt weniger Geld, gibt aber viel mehr von ihrer Arbeitskraft und ihrer Fürsorge und ist dazu noch vollständig an ihren Herrn gebunden.«

• • •

Unsere Kultur ist weiterhin fasziniert vom Mythos der aufopferungsvollen Ehefrau und Mutter und ihrem Spiegelbild, der Prostituierten. Trashige heimliche Liebessendungen

wie *The Real Housewives* sprechen den Zuschauer genau deshalb an, weil sie mit liebgewonnenen Überzeugungen spielen, indem sie einerseits behaupten, Geld und Liebe verträgen sich nicht, und andererseits zeigen, dass genau das Gegenteil oft genug der Fall ist.

In einer inzwischen beinahe legendären Folge von *The Real Housewives of Beverly Hills* empfängt Yolanda, eine der Hausfrauen, ein paar Freundinnen in ihrer neuen Küche. Bei einem Glas Weißwein spricht sie Klartext darüber, wie wichtig es sei, die Leidenschaft in der Ehe am Leben zu halten.

»Eins steht fest: Männer lieben schöne Frauen, und schöne Frauen lieben reiche Männer. Die vögeln deinen Mann für eine Chanel-Handtasche.« Deswegen, wollte sie damit anscheinend sagen, müsse man diesen Frauen zuvorkommen und selbst mit seinem Mann ins Bett gehen. »Wenn du die wahre Liebe gefunden hast, sollte das kein Problem sein.«

Und die »wahre Liebe« ist Yolanda zufolge das, was man mit einem Mann teilt, der einen genauso sexy findet wie man selbst ihn reich. Das ist der Deal – Sex gegen finanzielle Absicherung, Konsumfreude und gesellschaftlichen Status. Man hat überhaupt nicht das Gefühl zu arbeiten.

Der Witz an der Sache ist natürlich, dass alle Hausfrauen, die bei *The Real Housewives* auftauchen, genau dadurch zu Berufshausfrauen werden. Sie spielen sich selbst und bauen ihre Hausfrauenrolle als Marke auf, die ihnen schließlich zum Durchbruch als Beraterinnen und Geschäftsfrauen verhilft. Als solche verkaufen sie Produkte, die das Hausfrauenleben noch besser machen, zum Beispiel kalorienreduzierte Cocktails wie Skinny Girl Margaritas.

Kein Wunder, dass *The Real Housewives* so beliebt sind. Wir leben in einer Zeit, in der jeder gesagt bekommt, er solle sein Hobby zum Beruf machen – *Do what you love!* Yolanda

ist die Heldin eines Zeitalters, in dem die Menschheit daran glaubt, sie könne reich werden, indem sie ihre Gefühle zu Geld macht.



Die altmodischen Praktiken des Verkuppelns und Besuchens unter Aufsicht haben die Sphären von Mann und Frau früher klar getrennt. Das Dating löste deren Grenzen auf. Es holte die Liebeswerbung aus dem Privaten in die Öffentlichkeit und übertrug die Kontrolle von der älteren auf die jüngere Generation, von der Gruppe auf den Einzelnen und von der Frau auf den Mann.

Den Behörden kam all das höchst verdächtig vor. Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts setzten Sittlichkeitskommissionen im ganzen Land Polizei und verdeckte Ermittler auf die Orte an, an denen sich die jungen Leute bei ihren Dates trafen. Bereits 1905 machten Privatdetektive, die von einer Gruppe progressiver Weltverbesserer in New York City engagiert worden waren, Aufzeichnungen über jene, die wir heute die Avantgarde des Datings nennen können.

Im Strand Hotel in Midtown begegnete ein Ermittler namens Charlie Briggs vielen Frauen, die nicht gerade wie Prostituierte wirkten, ihm aber definitiv halbseiden vorkamen. Die meisten waren »Verkäuferinnen, Telefonvermittlerinnen, Stenotypistinnen etc.«.

»Die Sitten sind locker«, schrieb er, »und es besteht keinerlei Zweifel, dass sie mit ihren männlichen Begleitern sexuell intim sind.«

Als die Ermittlerin Natalie Sonnichsen und ihr Kollege T. W. Veness einige Monate später die Kellerkneipe Harlem River Casino in Uptown unter die Lupe nahmen, befanden sie die Tanzfläche für zu klein und »viel zu überfüllt für gesitte-

tes Tanzen«. Sonnichsen war entsetzt über die Kleidung der Frauen: »Zwei junge Frauen trugen sehr enge Hosen«, notierte sie. Eine weitere hatte »ein sehr weit ausgeschnittenes Kostüm, praktisch ohne Ärmel, und trug eine Strumpfhose mit sehr knappem Höschen darüber«.

Die Vorstellung, dass junge Frauen ausgingen und Spaß hatten – vielleicht sogar am Sex –, war für die kuppelnde Klasse schwer verdaulich.

Ab 1910 finanzierte John D. Rockefeller jr., Sohn des Standard-Oil-Gründers, in mehr als einem Dutzend amerikanischer Städte Ermittlungen bezüglich der kommerzialisierten Rotlichtindustrie. Die Berichte sind voll von Anekdoten über junge Leute, die sich zu Dates verabreden.

Der Ermittlungsausschuss in Chicago fand heraus, dass viele junge Frauen ihren Charme einsetzten, um einen Tag auf der Strandpromenade oder im Vergnügungspark verbringen zu können: »Manche Mädchen gehen regelmäßig in solche Parks. Und weil sie sich nur den Eintritt und die Fahrt dorthin leisten können und für alles andere kein Geld mehr haben, suchen sie sich jemanden, der sie einlädt.«

Im Bericht aus New York wurde eine Schifffahrt von New York nach New Haven im August 1912 beschrieben. Zwei Mädchen in Begleitung einer Frau, die ihre Mutter zu sein schien, mieteten eine Privatkabine auf dem Schiff, wo sie den ganzen Tag verbrachten und von verschiedenen Männern besucht wurden. Irgendwann »machte sich das Mädchen auch an den Ermittler heran und bot an, ein ›Date‹ zu vereinbaren«. Ob er einwilligte, ist nicht vermerkt.

Der frühe Dating-Jargon zeigt, dass es sich dabei um eine Art Tauschgeschäft handelte. *Picking up* (dt. aufgabeln) etwa klang nach einem nebenbei getätigten Einkauf, *treating* (dt. spen-

dieren, schenken) romantisierte das Date als einen Austausch von Geschenken.

Frauen, die sich von Männern einladen ließen, wurden *Charity Girls* genannt. In einem Wörterbuch zur Sexualität von 1916 findet sich der Begriff *Charity Cunt* als Beschreibung einer Frau, die »ihre Gunst ohne Preis verschenkt«. Was natürlich bedeutet, dass sie sie nur für den Preis eines Dates hergibt. In den Zwanzigerjahren beklagten sich die Prostituierten im New Yorker Strand Hotel bereits, die *Charity Girls* würden ihnen die Kundschaft wegnehmen.

Das wichtigste Unterscheidungsmerkmal zwischen einem *Charity Girl* und einer Prostituierten war damals die Tatsache, dass Letztere für ihre Leistungen Geld nahm und Erstere nicht. Verdeckte Ermittler in Bars und Tanzlokalen berichteten, dass viele Frauen sich weigerten, mit ihnen über Geld zu sprechen, stattdessen zählten sie Dinge auf, die sie gerne haben wollten.

Als einer der New Yorker Ermittler spätabends mit einer Frau verhandelte, zu welchen Bedingungen sie die Bar gemeinsam mit ihm verlassen würde, verlangte sie eine Packung Zigaretten und eine Flasche Whiskey. Und wenn er schon dabei sei, könne er vielleicht gleich mit ihr zum Metzger kommen und eine ausstehende Rechnung begleichen. (Den Ermittlern scheint nicht in den Sinn gekommen zu sein, dass die Frauen sie vielleicht als solche erkannt und beschlossen hatten, sich einfach über sie lustig zu machen.)

»Ich entgegnete, alle Metzger seien um diese Uhrzeit geschlossen«, schrieb der Ermittler, »und ich hätte keine Lust, von Geschäft zu Geschäft zu tingeln. Da wurde sie sauer, nannte mich einen Versager und sagte, ich solle abziehen.«

Sich Lebensmittel, Drinks oder sogar Kleidung bezahlen zu lassen war das eine. Doch sobald es um bares Geld ging,

sperrten sich viele der Frauen. *Was glaubte der denn, wer sie sei?*

Viele Damen, die Anfang des 20. Jahrhunderts beim Dating verhaftet worden waren, beteuerten ihre Unschuld, weil sie falsch verstanden worden seien.

Im Bedford Reformatory, einer Einrichtung zur Wiedereingliederung von Straftäterinnen in Upstate New York, erklärte eine Irin den Wärtern immer und immer wieder, sie habe »nie Geld von Männern angenommen«. Stattdessen hätten die Männer sie »zu Tanzveranstaltungen oder Filmvorführungen nach Coney Island eingeladen«.

Eine afroamerikanische Insassin gab zu, »Geschlechtsverkehr mit insgesamt drei Bekannten« gehabt zu haben, doch sie schwor, sie habe dafür »nie Geld von ihnen genommen«. Stattdessen hätten sie ihr »Geschenke gemacht und sie manchmal zum Essen oder ins Theater ausgeführt«.

Die Jahre vergingen, und irgendwann blieb der Sittenpolizei keine andere Wahl mehr, als es hinzunehmen. Die Daten fanden an ihrem Tauschgeschäft nichts Anrühiges – für sie war es im Gegenteil romantisch.

Noch heute leidet das Dating unter einer Art Prostitutionskomplex. Ich habe oft genug Diskussionen darüber mitbekommen, ob man dem anderen als Gegenleistung für ein Date wohl »etwas schuldig« sei – womit in jedem Fall ein wie auch immer gearteter Akt körperlicher Nähe gemeint ist. Die Fragenden scheinen sich nicht darüber bewusst zu sein, dass sie damit einen Preis für ihre Zeit oder den Zugang zu ihrem Körper verhandeln. Und es wäre es in der Tat schwierig, genau zu bestimmen, wo der Unterschied liegt zwischen *mit jemandem schlafen, weil er mich zum Essen eingeladen hat*, und *mit jemandem schlafen, weil er mir den Gegenwert dieses Essens*

zahlt. Genau diese Grauzone zwischen einem Date und »Sex gegen Geld« verunsichert viele. Wer hat sich nicht schon mal gefragt: *Mag er mich wirklich, oder will er nur mit mir ins Bett? Was will er wirklich?*

Unsere Sprache hat einen großen Fundus an Ausdrücken, die Dating als Geschäft kennzeichnen. Wendungen wie »Ausschussware« werden zwar nicht mehr gern gehört, ebenso würden sich wenige Menschen in meinem Bekanntenkreis fragen: »Warum eine Kuh kaufen, wenn man die Milch umsonst bekommt?« Was wir aber hingegen sagen, ist, jeder solle Preise vergleichen, oder wenn man jemanden wirklich möge, solle man sich rarmachen. Auch hört man vielleicht, dass ein »Freundschaft plus« zwar eine gewisse Sicherheit biete, aber man Kosten und Nutzen vergleichen solle.

Die Sprachpraxis, die bewusst Konzepte aus der Wirtschaft entleiht, ist in letzter Zeit noch deutlicher zu beobachten. Die Leute führen »Kosten-Nutzen-Analysen« ihrer Beziehungen durch und sprechen von »geringem Risiko« oder »niedrigen Investitionskosten«, wenn es um One-Night-Stands oder Affären geht. Sie versuchen »sich am Markt zu positionieren« und ihre Liebesoptionen zu »optimieren«.

Weite Teile der Ratgeberindustrie rufen die Menschen dazu auf, ihrem Liebesleben mit einer Geschäftsstrategie beizukommen. Im Jahr 2003 veröffentlichte Rachel Greenwald, ihres Zeichens Dating-Coach, ein Aktionsprogramm in 15 Schritten: *Männerbeschaffungsmarketing. Mit der Harvard-Methode den Richtigen finden. Für Frauen ab 35*. Greenwald will Frauen über dreißig beibringen, das Problem Beziehung und Partnerwahl durch die Brille eines Marketingfachmanns zu sehen. Blogs zum Thema Online-Dating sind geradezu fixiert auf den ROI, den »Return on Investment«.

Eine weitere Quelle für Dating-Metaphern ist die Welt des

Sports. Man will beim Gegenüber punkten. Man nimmt sämtliche Hürden, bleibt am Ball, bis man irgendwann den ganz großen Wurf macht und den Traumpartner findet. Wenn man es allerdings übertreibt, befördert man sich schnell selbst ins Abseits. Wenn man einen Freund bittet, als *Wingman* aufzutreten oder einem den Rücken freizuhalten, muss dieser ein Opfer fürs Team bringen. Freunde helfen Freunden sogar gern beim »Einlochen«.

Diese Ausdrücke werden vielleicht nicht immer ganz ernst gemeint verwendet, doch die Tatsache, dass so viele davon im allgemeinen Sprachgebrauch vorhanden sind, zeigt, dass Dating in unserer Kultur noch immer als Tauschgeschäft, das irgendwo zwischen Arbeit und Spiel angesiedelt ist, gilt. Und es sagt auch etwas über die Geschlechterrollen aus, in die sich viele Singles noch immer gedrängt fühlen.

Theoretisch herrscht Chancengleichheit. In vielen Kreisen kann sich eine junge Frau heutzutage als »Aufreißerin« bezeichnen, ein junger Mann kann damit kokettieren, dass er »sich rarmacht«. Aber die Kühe und die Milch und die Anspielungen auf Löcher machen deutlich, dass wir diese gegensätzlichen Einstellungen zu Liebe und Sex »natürlicherweise« eher mit dem einen als mit dem anderen Geschlecht assoziieren. Eine Frau, die sich als »Player« bezeichnet ist wie eine selbsternannte »männliche Schlampe« gleich ein wenig *drag*. Mit anderen Worten verrät unsere Umgangssprache, dass wir noch immer glauben, Dating sei Arbeit für Frauen und Spiel für Männer.

In den letzten paar Jahrzehnten ist es zum Gemeinplatz geworden, wie dramatisch die digitale Revolution das Dating verändert hat. Dabei erinnern viele der Veränderungen durch neue Seiten und Apps an jenen Wandel, der das Dating über-

haupt erst hat entstehen lassen. Auf dem Werbeaufsteller vor einer Bar las ich vor Kurzem, drinnen gäbe es »3-D-Tinder«. Es dauerte einen Moment, bis bei mir der Groschen fiel und ich verstand, was gemeint war: In dieser Bar sitzen echte Menschen.

Wie Tinder waren die ersten Kellerkneipen und Tanzlokale, die die Arbeiter schufen, als sie in die Städte strömten, eine Art Social Media. Und noch immer ist eine Bar Ort, wo sich potenzielle Datingpartner treffen. Bars ermöglichen es Fremden, zusammenzukommen und Kontakt zueinander aufzunehmen. Auch hier werden die Möglichkeiten der Interaktion strukturiert. Die Straßen um die überfüllten Wohnblocks, in denen die Menschen lebten, die die ersten Dates hatten, waren Plattformen, wie das Internet heute eine ist.

Die Anfänge des World Wide Web waren ähnlich ungestüm. In den Neunzigerjahren sprach sich schnell herum, dass es die Rubrik »adult services« auf den Anzeigenwebsites Craigslist und Backpage jenen, die für Sex bezahlen wollten, einfach machte, diejenigen zu finden, die welchen zu verkaufen hatten. Die Seiten wurden schließlich von den Behörden aus dem Verkehr gezogen. Doch neue digitale Technologien schaffen auch weiterhin Wege, Geschäfte mit Erotik zu machen. Viele Sexarbeiterinnen, die heute auf diese Weise Kundschaft suchen, bezeichnen sowohl ihre Freier als auch die Treffen mit ihnen noch immer als »Dates«.

Als ich nach dem College meinen ersten richtigen Job bekam, unmittelbar nach der Finanzkrise 2008, war »Findom« der Trend, über den die meisten Leute kicherten. Per Webcam heuerten Männer, die sich selbst als *pay pigs* (dt. Bezahl-schweine) bezeichneten, Frauen an, um sich von ihnen für Geld »finanziell dominieren« zu lassen. Dies lief in den meisten Fällen darauf hinaus, dass sie sich beschimpfen und zwingen ließen, der Frau Geschenke zu machen.

Seit damals ist es für Sexarbeiterinnen dank der Verbreitung von Smartphones und mobilen Dating-Apps einfacher geworden, Freier zu finden und gleichzeitig die Risiken der Straßenprostitution zu umgehen – unter anderem die Überwachung und Schikane durch die Polizei.

Ein Mann, den ich interviewe, erklärt mir, er fände die Frauen, die er dafür bezahlt, zu ihm nach Hause zu kommen, auf die gleiche Weise wie die Frauen, die er zum Essen oder auf Drinks einlädt: über Tinder. Das Einzige, was die bezahlten von den unbezahlten Damen unterscheidet, ist der diskrete Link im Profildfoto. Klickt man darauf, landet man auf einer Website mit kurzer Beschreibung und einer Telefonnummer. Schickt man eine Nachricht an diese Nummer, steht innerhalb einer halben Stunde jemand vor der Tür. Wenn die Dame Feierabend macht, deaktiviert sie den Account vorübergehend. »Sie machen sich nicht mal die Mühe, Prepaidhandys zu benutzen«, sagt mein Interviewpartner und zuckt mit den Schultern.

Aktuell befeuern Smartphone-Apps, die das »Sugar-Dating« vereinfachen, die Fantasie der Allgemeinheit. Am bekanntesten ist »SeekingArrangement«. Das Konzept ist einfach: SeekingArrangement bietet eine Plattform, auf der sich »Sugar Babys« und »Sugar Daddys« suchen und finden können. Den Angaben auf der Seite zufolge sind Sugar Daddys »erfolgreiche Männer und Frauen, die genau wissen, was sie wollen. Sie [...] genießen attraktive Gesellschaft an ihrer Seite«. Sugar Babys sind laut Website »attraktive Menschen«, die »nach den schönen Dingen im Leben« suchen.

Größtenteils verkuppelt SeekingArrangement jüngere Frauen, die Geld suchen, mit älteren Männern, die Sex suchen. Einen Account und ein Profil anzulegen ist kostenlos. Babys und Daddys stellen Fotos ein, geben Auskunft zu Größe, Gewicht und ethnischer Herkunft und verfassen eine

MOIRA WEIGEL

Dating*Eine Kulturgeschichte*Moira Weigel**Dating**

Eine Kulturgeschichte

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-442-71559-6

btb

Erscheinungstermin: März 2018

Früher hat man nicht gedatet. Erst als Frauen zu Beginn des 20. Jahrhunderts allein in die Städte aufbrachen, um dort zu leben und zu arbeiten, änderte sich das. Die Geschichte des Datings ist also auch eine Geschichte des Feminismus. Und eine Geschichte ökonomischer Realitäten, die das Date schon immer maßgeblich beeinflusst haben und es bis heute tun. Moira Weigel hat die erste Kulturgeschichte des Datings geschrieben. Darin spricht sie über die ersten Kinos und besorgte Eltern, über Sex im Auto, Online Dating und was Romantik mit harter Arbeit zu tun hat.

[Der Titel im Katalog](#)